

Wie das Lernen sein Gewicht verliert

Bildung ist nicht nur etwas anderes als Kompetenz, sondern deren Gegenteil. Denn wer gebildet ist, der kann etwas, wer aber Kompetenzen zu besitzen behauptet, der verfügt nur über leere Hüllen. *Von Christoph Türcke*

Wenn es ein Wort gibt, in dem alle bildungspolitischen Anstrengungen der vergangenen Jahre und Jahrzehnte zusammenschließen, von der reformierten Oberstufe bis zum G8, so ist es dieses: „Kompetenz“. Und um „Kompetenzen“, neue und alte, soll es stets gehen, wenn das Reformierte wieder reformiert werden soll. Weil so das Reformieren nicht aufhört und gar nicht aufhören kann, wäre es an das Zeit, einmal ihrer zentralen Kategorie auf den Grund zu gehen.

Wie lernt man Gehen? Indem man es übt. Greifen und krabbeln können die Kleinen bereits, dann hangeln sie sich an Stäben, Stühlen, Tischen empor, plumpsen anfangs um, bühnen schließlich stehen, beginnen das Gleichgewicht zu halten und machen eines Tages, tapp, tapp, tapp, die ersten ungleichen Schritte. Gehen ist eine motorische Koordinationsleistung, die nahezu alle Kinder mit gesunden Gliedmaßen im zweiten Lebensjahr erbringen. Aber wenn man sie später fragt: Wie hast du Gehen gelernt?, dann wissen sie es nicht. Es genügt ihnen, dass sie es können.

Gehen ist ein Können. Es lässt sich relativ präzise umschreiben und überprüfen. Kind X erweist sich als fähig, von hier nach da zu gehen, also erfüllt es eine entscheidende Voraussetzung für den Kindergarten. Auf dieses Grundmuster der Leistungskontrolle hat die internationale Bildungspolitik in den letzten Jahren den Ge-

wird doch falsch, sobald es als allgemeine Regel daher kommt. Lob ist nur echt, wo es Zurückhaltung und Tadel gibt. Lob wie Freibier, für alle und jedes, ist Heuchelei.

Die Kompetenzterminologie bauscht noch die arbeitseligen Fähigkeiten auf. Sie übt früh in die Denk- und Sprechweise der Reklame ein. Schon die ersten Zeugnisse stellen die Kinder so dar, wie sie sich später selbst darstellen sollen: in rosigstem Licht. Man exerziert ihnen von klein auf vor, was im Corporate Design „Erscheinungsbild“ heißt. Nur wer ein attraktives Bild von sich gibt, darf auf die Vermarktung seiner Fähigkeiten hoffen. Einigermaßen sicher vor Arbeitslosigkeit ist nur, wer hoch gelobt wird. Und in der Grundschule bedeutet das: wer ins Gymnasium gelobt wird oder zumindest in die Realschule. Die Hauptschule ist unter dem Druck des High-Tech-Arbeitsmarktes nicht mehr zumutbar. Deshalb wird sie weggeglotzt. In Kürze wird es nur noch Realschule und Gymnasium ge-

Nur wer ein attraktives Bild von sich gibt, darf auf seine Vermarktung hoffen

ben, und der Fluch der Unzumutbarkeit, der jetzt auf der Hauptschule lastet, wird allmählich auf die Realschule übergehen. Das ist die eine Seite der Kompetenzterminologie: hemmungslose Beschönigung. Die andere Seite ist das Herunterbrechen von Bildung auf vorzeigbares Können.

mus Gedächtnisspuren: einen Niedererschlag vergangener Koordinations. Sie bilden den Fundus, der das Potenzial neuer erweiterter Koordinationsleistungen enthält. Jede Konkretisierung dieses Potenzials ist stets nur ein Ausschnitt, ein Zerschneiden, eine Anwendung, nur dass es für diese Art von Anwendung keine zureichende Regel gibt. Wie hat Sven denn gelernt, seine Gliedmaßen so aufeinander abzustimmen, dass er eines Tages gehen konnte? Er hat Menschen und Tiere wahrgenommen, die ein Bein vors andere setzten. Das hat motorische Impulse in ihm ausgelöst, es ihnen nachzutun. Dabei hat die Mama ihn mit aufmunternden Worten begleitet. Aber Vormachen und gut Zureden gewährleistet noch nicht, dass jemand gehen kann. Er selbst muss seine motorischen Impulse entsprechend koordinieren. Niemand kann ihm das abnehmen. Und wie ihm das schließlich gelingt, vermag nicht nur er selbst nicht zu sagen, sondern auch keine Lerntheorie, Entwicklungspsychologie oder gar Philosophie. Koordination ist nämlich eine Balanceleistung, die sich aus den Elementen, die da balanciert werden, nicht herleiten lässt. Sie ist ein synthetischer Akt.

Der kommt nie aus dem Nichts. Er zehrt von den Elementen, die er zusammenfügt. Das griechische Wort *synthesis* heißt, wie das lateinische *compositio*, Zusammenfügung. Die kostet gewöhnlich Nerven und Anstrengung. Aber keine Anstrengung bürgt dafür, dass *Synthesis* gelingt. Sie

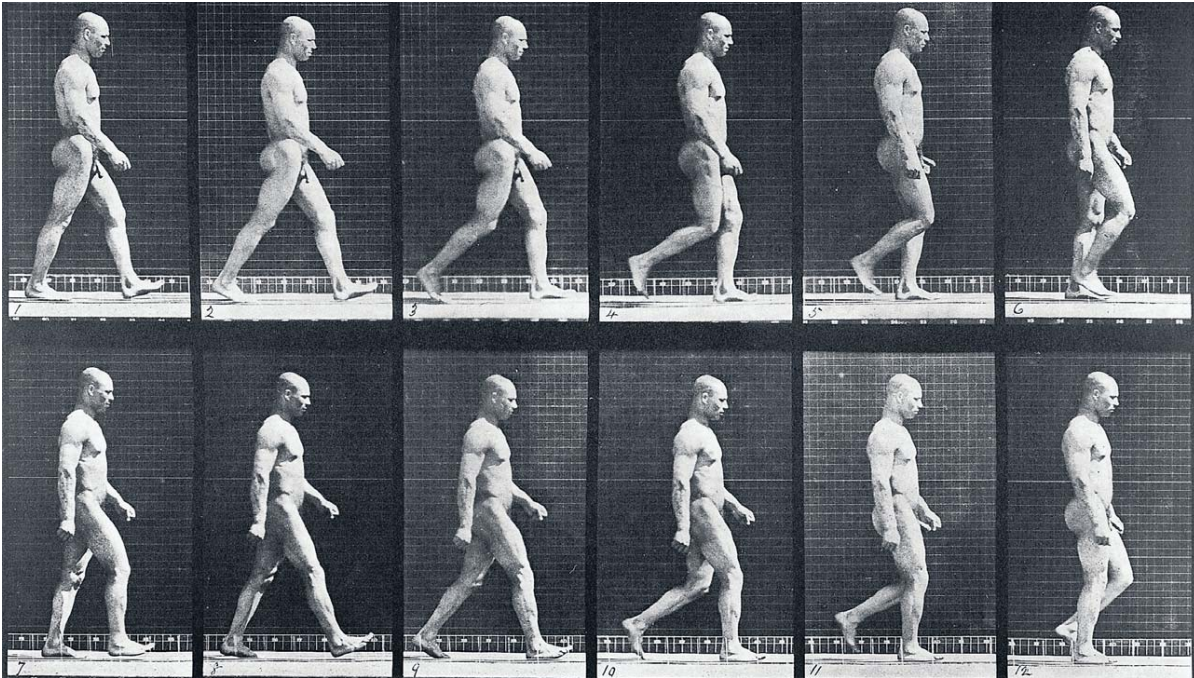
schon zu ihr drängt, weil sie von etwas verletz, berührt, ergriffen sind, das der Wiederholung und Variation bedarf, um bewältigt zu werden. Da erst wird ein Stoff „interessant“, macht Lernen „Spaß“, und nicht wo Lernen pauschal als Spaß feilgeboten und mit Witzen und Süßigkeiten garniert wird.

Können ist sowohl ein Schöpfen aus einem Fundus als auch ein Balancieren. Beim Gehenlernen wird lediglich das eigene Körpergewicht balanciert. Aber schon Kleinkinder müssen auch mit einer anderen Art von Gewichten umgehen lernen: mentalen. Die Reize der Außenwelt sind anfangs allesamt Schwergewichte. Sie drücken sich übermächtig ein. Kinder müssen eine Fülle von Eindrücken koordinieren und balancieren, um damit zurecht zu kommen, und bilden dabei aus, was die Neurobiologen „Reizfluchtbahnen“ nennen: elementale. Die Reize der Außenwelt sind anfangs allesamt Schwergewichte. Sie drücken sich nicht mehr so tief ein wie die ersten diffusen und imperialen Reize, aber sie lagern sich durchaus in den Spuren ab, die diese hinterlassen haben. Ablagerungen sind Stoffe, die sich setzen müssen. Das gilt für Erd- und Nahrungsstoffe nicht

er zu seinem Fundus geworden ist und wie er damit umgehen kann, sondern Kompetenzweise. Woran sie erbracht werden, ist unerheblich. Ihren Stoff darf man gleich wieder vergessen. Er ist gar nicht mehr darauf angelegt, in den Fundus des Probanden einzugehen. Ein Glücksfall, wenn er dennoch dort anlangt.

Beneidenswert an Maschinen ist, dass sie etwas genau können

Wenn Inhalte, Stoffe, Sachen nur noch das Schmieröl für den Erwerb von Methoden hergeben, nähert sich die dabei antrainierte Kompetenz der von Maschinen an. Maschinen können atemberaubend viel, und was sie können, können sie zumeist ungleich genauer, schneller und ausdauernder als Menschen. „Prometheische Scham“ hat Günther Anders das Unterlegenheitsgefühl genannt, das Menschen angesichts der von ihnen ausgeheckten Maschinerie befallt. Und Unterlegenheitsgefühl löste auch PISA aus, jene europaweite schulische Leistungskontrolle in Mathematik und der Muttersprache, bei der namentlich Deutschland, das Land der Dichter und Denker, schlecht abschnitt. Um so mehr sammeln seine Bildungsexperten auf Abhilfe und wurden zu Vorreitern dessen, was bei der internationalen Standardisierung der Bildungspolitik, die auf den Namen „Bologna“ hört, ohnehin in Gang gekommen war. Ist das Beneidenswerte an Maschinen nicht, dass sie ein genau um-



Das Denken in Kompetenzen beginnt, als die Wissenschaft anfangt, Arbeitsabläufe zu normieren. Die Fotografie half ihr dabei: Die Studie „Man walking“ von Eadweard Muybridge (1830-1904). ABB.: BRIDGEMANART.COM

samen Lernprozess zugeschnitten. Nicht was einem eingerichtet wurde, zählt im Leben, sondern was er kann: seine Kompetenz, wie es im Fachjargon heißt.

Das lateinische „competere“ ist schwer zu übersetzen. Wörtlich heißt es „zusammen zugreifen“. Gemeint ist damit der geordnete, rechtmäßige Zugriff auf etwas, die Zuständigkeit, die sachkundige Befähigung dafür. Das war selbst noch das Kriterium, als die Linguisten von „Sprachkompetenz“ zu reden begannen und damit meinten: Über den „richtigen“ Umgang mit den Marotten natürlich gewachsener Sprachen können letztlich nur kundige Muttersprachler entscheiden. Bald aber verdrängte sich „Sprachkompetenz“ zu der unspezifischen Fähigkeit, Worte und Sätze zu bilden, und es dauerte nicht lange, bis „Kompetenz“ zu einem allgemeinen Synonym für „Fähigkeit“ absank, was umgekehrt dazu führte, dass jede überhaupt nur registrierbare Fähigkeit in den Rang einer Kompetenz aufstieg.

Die offiziellen Bildungsrichtlinien verbuchen heute sämtliche Kenntnisse, Fertigkeiten, Einstellungen und Haltungen als Kompetenzen. Entwicklungspsychologen überboten sich in der Entdeckung von Säuglingskompetenzen. Schon nach wenigen Wochen ist der Kleine fähig, seine Augen bestimmten Gegenständen folgen zu lassen, auf vertraute Geräusche anders zu reagieren als auf unvertraute und kräftiger aufzustoben als am ersten Tag. Ein hochkompetentes Birschen. Und dann erst in der Schule! Statt einer Notenskala steht im ersten Schuljahr ein ganzer Kompetenzkatalog seiner Beurteilung bereit. Sven kann schon gelegentlich still sitzen, einen Kringel malen, bis drei zählen und sein Pausenbrötchen aufessen, attestiert ihm das erste Zeugnis, was die Lehrerin schier an ihm verzweifelte. Lob ermuntert, sagen die Pädagogen. Das ist richtig und

Doch Können ist stets mehr als das hier und jetzt Vorgezeigte: ein Repertoire. Gehen-Können gehört zu meinem Repertoire. „Eigentlich“ kann ich es jederzeit. Aber nicht mehr nach zwei Flaschen Schnaps; da torkele ich nur noch. Auch eine akademische Lehrveranstaltung kann ich leidlich strukturieren. Aber bei Übermüdung oder Stress läuft sie mir aus dem Ruder. Dann kann ich weniger, als ich „eigentlich“ kann. Ich verfüge also keineswegs immer über das volle Repertoire meines Könnens. Was ich hier und jetzt davon zu zeigen in der Lage bin, kann weit dahinter zurück bleiben, gelegentlich aber auch darüber hinauschießen.

Im Gehen-Können steckt nämlich auch ein Überschuss. Es ist nicht nur ein Repertoire und dessen mehr oder weniger gelungene Vorführung. Die motorische Koordinationsleistung, die beim Gehen erbracht wird, ermöglicht alsbald auch Hüpfen, Springen, Radfahren, sie ist im Spiel, wenn eine Fasse zum Mund geführt und mit dem Schluckvorgang abgestimmt wird und bereitet den Boden für die Einübung der feintmotorischen Bewegungen des Malens und Schreibens. Kurzum, das Gehen ist nur eine von vielen Konkretionen eines motorischen Koordinationspotenzials. Dieses Potenzial ist gleichsam der Repertoireboden. Nur in konkretem Können gewinnt es Kontur und Fassbarkeit, nie unmittelbar. Es ist ersetzbar, wenn es Können: weniger bestimmt und konturiert. Andererseits ist es auch mehr: der Fundus, aus dem alles Können schöpft und der sich darin dennoch nicht erschöpft.

Der Fundus ist nicht von Natur aus da. Er hat sich selbst erst gebildet: aus Naturanlagen und ihrer Aktivierung. Wenn funktionsfähige Gliedmaßen immer wieder koordinierend bewegt werden, werden die Bewegungen allmählich wiederholbar, variierbar und hinterlassen im Organis-

mus dem sich Anstrengenden auch zufallen, und dieser Zufall lässt sich weder erzwingen noch durch eine Regel verfügbar machen. Umgekehrt: Wo immer Regeln formuliert werden oder in Kraft treten, ist bereits ein spontaner synthetischer Akt im Spiel. Und der wird nie nur vollbracht, sondern wiederfährt auch demjenigen, der ihn vollbringt. Wo immer das geschieht, ereignet sich, was bei Friedrich Copei „Der fruchtbare Moment im Bildungsprozess“ hieß. Der fruchtbare Moment ist aber auch ein blinder Fleck. Keine Methode reicht an ihn heran. Methoden können ihn vorbereiten, aber dann – ereignet er sich oder bleibt aus. Im Fall des Gehenlernens ereignet er sich so oft und mit solcher Scheinselfverständlichkeit, dass er kaum mehr auffällt. Um so häufiger bleibt er bei Beethoven-Sonaten aus. Man muss viel, gezielt und intelligent üben, um sie spielen zu können, aber manche mögen noch so intensiv und trickreich üben – die synthetische Leistung will sich dennoch nicht einstellen, obwohl wieder die Motorik noch der IQ Mangel aufweist.

Warum gerne Bücher lesen, wenn es doch Abstracts von ihnen allen gibt?

Das Potenzial, aus dem das Gehen-Können schöpft, ist ein recht primitives Körpergedächtnis. Die Fähigkeit, einen Salto zu schlagen, Beethoven zu spielen, ein Gedicht zu interpretieren oder einen Blinddarm zu operieren, bedarf eines weit komplexeren Potenzials. Es muss erst einmal gedulig gebildet werden, und dabei ist Wiederholung unerlässlich. Ohne sie prägt sich nichts ein, setzt sich nichts, entsteht kein Fundus, aus dem Können schöpfen könnte. Produktiv aber wird sie nur an jeden empfindlichen Punkten, wo es Men-

schreibbares Können enthalten, ein Repertoire, das sie, solange sie nicht defekt sind, jederzeit vollständig zu reproduzieren in der Lage sind? Wer Maschinen baut, stellt massenhaft solches Können her: Kompetenz am Laufmeter. Sie ist das unangenehme Ideal, das über der Umstellung des Bildungssystems von Inhalts- auf Kompetenzorientierung schwebt. Sämtliche Bildungsstätten, vom Kindergarten bis zur Uni, sollen Menschen kompetent machen. Das ist Machbarkeitswahn. Kompetent können sie nur selber werden. In der Macht der Lehrenden steht lediglich, an dem Fundus mitzuarbeiten, aus dem ihr Können schöpft. Das Schöpfen selbst, der Akt der Balance, der *Synthesis* entzieht sich dem Zugriff aller Beteiligten. Er geschieht oder bleibt aus.

Prüfen lässt sich freilich immer nur ein Können. Aber Können ist stets Können von etwas. Es bemisst sich an seinem Fundus: den Stoffen, Inhalten, Gewichten, die es koordiniert und balanciert. Vernünftige Prüfer beurteilen das Gekönnete immer in Bezug auf seinen Fundus. Ihre Beurteilung ist daher stets eine Abwägung – ebenfalls ein Balancieren, bei dem sie sich genauso vertun können wie Prüflinge. Wenn aber der Fundus zum Schattenreich des Könnens verblasst, zählt nicht mehr das Können von etwas, sondern Können an sich. Kompetenz als solche – mit nichts dahinter.

Der Autor lehrt Philosophie an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig. Zu seinen jüngsten Publikationen zählen die Bücher „Philosophie des Travers“ (2008) und „Hypertext“ (2012). Der hier abgedruckte Essay ist ein Vorabdruck aus dem Band „Zueignung. Zur Pädagogik Andreas Gruschkas“ (Hrsg. von Johannes Wardella, Christoph Leser, Torsten Pflugmacher, Marion Pollmann, Jens Rosch), der im Spätsommer im Verlag Bäume der Pandora in Wetzlar erscheinen wird.